

Gespräch mit Arbeitsgruppenleiterin des Dmitrow-Kolchos Genossin P.W. Serdyuk

Gespräch wurde von dem Wissenschaftler der Kommission B.L. Lichter durchgeführt und protokolliert.

Dykanka, 15. Februar.

Serdyuk Polina Wasiliwna – Arbeitsgruppenleiterin des Dmitrow-Kolchos, geboren 1907, Grundschulabschluss, Ukrainerin, parteilos.

Ich wurde in Dorf Dykanka geboren und habe eine vierklassige Grundschule abgeschlossen. Ich führte zuerst meinen eigenen Haushalt und begann dann als Kolchosbäuerin zu arbeiten. Ich war zwar parteilos, aber nahm immer aktiv an der Sozialarbeit teil – ich half bei der Sammlung von Anleihezeichnungen oder bei anderen Maßnahmen.

Mein Mann und ich waren die ersten, die in den Kolchos eintraten, und diejenigen, die zugleich eintraten, arbeiteten in Freundschaft. Mit denjenigen, die nicht gern eintreten wollten, war es schwieriger zu arbeiten. Diejenigen, die bewusst waren, arbeiteten besser. Sogar heute sind nicht alle bewusst. Nach so schwieriger Zeit, nach einer solchen Erfahrung erschienen nicht alle sofort zur Kolchosarbeit.

Als wir „untaugliche Elemente“ im Bezirk isolierten und eine große Aufklärungsarbeit leisteten, begannen die Menschen, sich den Kolchosen anzuschließen, und dann traten immer mehr Leute ein. Es gab keine Einzelwirtschaften mehr, alle waren im Kolchos. Wir arbeiteten fleißig und bekamen gutes Geld für „Tagewerke“ [trudoden, eine Arbeitseinheit, die sich nach der durchschnittlichen Arbeitsleistung eines Bauern in dem jeweiligen Produktionsbereich unter Berücksichtigung seiner Qualifikation sowie der Kompliziertheit, Schwierigkeit und Wichtigkeit der Arbeit bestimmte]. Wir waren wohlhabende Menschen.

Es gab sogar solche Leute, die keine Kuh bekommen wollten. Wir sollten sie dazu überreden. Mit jedem Tag wuchsen die Bedürfnisse des Kolchos.

Mit jedem Jahr lebten wir besser und wurden wohlhabender. Die Kolchose wurden größer, die Arbeit wurde leichter, wir benutzten Mähdreschern, Maschinen, Traktoren.

Im Kolchos hatten wir folgende Regel: erledigte eine Frau ihre Hausarbeit, ging sie zur Kolchosarbeit, sie zog einen sauberen Rock an, bügelte ihr Kopftuch – wir kleideten uns schön, als wären wir zu Besuch gegangen. Bei der Arbeit waren wir immer sauber gekleidet, wir sangen Lieder dabei und es gelang und, sowohl rechtzeitig die Leistungsnorm zu erfüllen, als auch ins Kino zu gehen. Es gab viele Geschäfte, und in Poltawa kauften wir viel. Wer gut arbeitete, lebte auch gut. Die Keller wurden größer. Es gab eine Fülle von Lebensmitteln und man konnte sich schon gute Möbel, gute Kleidung leisten.

Mein Sohn studierte an der Mechanischen Fachschule. Als der Krieg begann, brach er sein Studium ab. Vom ersten Kriegstag an begann er als Traktorfahrer zu arbeiten. Er wurde 1925 geboren. Die Aktivisten der Partei organisierten ein

Vernichtungsbataillon. Mein Mann war Parteimitglied, er arbeitete als Waldtechniker [Forsttechniker] und schloss sich auch an diesem Vernichtungsbataillon an. Mein Sohn wurde nicht aufgenommen, er war erst 14 Jahre alt.

Als sich die Deutschen näherten, wurde das Vernichtungsbataillon in Partisanenabteilungen aufgeteilt, aber keine Abteilung war in unserem Dorf Dykanka aktiv. Niemand wusste, was mit diesen Leuten geschah. Ich weiß nur, dass es bei uns keine Partisanen gab. Einige von ihnen wurden erschossen. Sie sollen in Gefangenschaft geraten und den Deutschen verraten haben, wo sich die Stützpunkte befanden.

Man sagte mir, dass mein Mann mit den Partisanen in Verbindung getreten habe. Aber ich habe zweieinhalb Jahre lang nichts von ihm gehört. Jetzt weiß ich, dass er in der Roten Armee war, mit dem Orden des Roten Sterns und der Medaille „Für die Verteidigung von Leningrad“ ausgezeichnet wurde. Mein Sohn wurde von den Deutschen erschossen. Nicht weit von mir wohnten drei Polizisten. Ich und mein Sohn wurden die ganze Zeit verhört und geschlagen. Sie haben mich mehrmals ins Gefängnis gebracht, misshandelt, aber nicht erschossen. Ich würde mich gerne an dem Menschen rächen, der meinen Sohn getötet hat.

Als die Deutschen zum zweiten Mal nach Charkiw zurückkehrten, wurden sie besonders grausam und schonungslos.

Mein Sohn half den jungen Leuten, den Partisanen der Abteilung unter der Leitung vom Kommunisten Bepalow. Die Abteilung wurde von der Polizei erwischt. Mein Sohn ist lebend entkommen. Ich wurde wegen meines Sohnes verhaftet und sechs Tage lang festgehalten.

Vor dem Rückzug versammelte sich die Polizei aus drei Bezirken in Dykanka. Sie machten alles, was sie wollten. Ich weiß nicht, wie ich am Leben geblieben bin. Sie hetzten einen Hund auf mich, meine Beine waren gebissen. Ich wurde nur dadurch gerettet, dass der Polizist, der uns verhörte, nach Poltawa fahren sollte. Und ohne ihn durften wir nicht erschossen und gehängt werden. Der andere Polizist begann, uns auf eine andere Weise zu verhören. In meiner Wohnung fanden sie eine Gasmaske und ein Fernglas. Mein Sohn war Partisan. Sie hatten alle Gründe, mich ohne weiteres zu erschießen. Aber ich war in solchem Zustand, dass sie vielleicht dachten, dass ich verrückt sei und ließen mich deshalb frei.

Mein Sohn lebte in Poltawa, arbeitete in einer Schmiede. Als sich die Rote Armee näherte, ging er mit einer Gruppe von Partisanenjugendlichen in die Wälder von Dykanka. In den Wäldern befanden sich die Unseren und Polizisten. Die Deutschen überfielen die Partisanen im Wald und töteten meinen Sohn. Er wurde nicht festgenommen, sondern gleich auf dem Berg erschossen. Ich wusste nichts. Am 22. September 1943, als die Rote Armee kam, wartete ich auf meinen Sohn, ich konnte es nicht glauben, dass er nicht nach Hause zurückgekehrt war. Ich beschloss nicht weiter zu warten und ging selbst auf die Suche nach ihm. Ich kannte den Wald gut und stieß auf ein frisches Grab. Ich grub es ein wenig aus und fand den Mantel meines Sohnes. Ich grub weiter und grub meinen Sohn aus. Ich habe ihn sofort erkannt. Ich drückte seinen Kopf an mein Herz und in diesem Moment fühlte ich,

dass mir nichts lieber auf der Welt als unsere Sowjetische Heimat [im Text Radianska Rada? klingt komisch] war.

Für solche Menschen, wie ich, gibt es nichts Teureres als unsere Sowjetische Heimat. Mein Sohn war Komsomol-Mitglied, ich war nicht seine Mutter, sondern seine Genossin, ich half ihm. Ich habe so viel zuerst wegen meines Mannes, und dann wegen meines Sohnes gelitten und alles war umsonst, weil mein Sohn tot war. Am 17. September wurde mein Sohn getötet und am 22. September kam die Rote Armee. Ein paar Tage fehlten und er hätte am Leben bleiben können. Ich erinnerte mich daran, wie glücklich wir beide waren, als wir ein Flugblatt erhielten. Wir freuten uns sehr darüber. Es war kein einfaches Blatt Papier, sondern eine Nachricht aus unserer Heimat. Es wurde in Muttersprache geschrieben. Ich küsste das Flugblatt und behielt es bis zur letzten Stunde meines Lebens. Ich hatte noch ein wertvolles Dokument. Zu Beginn des Krieges fand ich einen Antrag eines Soldaten auf Parteimitgliedschaft. Die Leute waren sich des Sieges so sicher, dass sie in diesen schwierigen Tagen der Partei beitreten wollten. Ich habe diesen Antrag als Andenken, als das Wertvollste aufbewahrt.

Ich blieb einen Tag bei meinem Sohn. Dann kam ein Förster mit einem Karren, brachte ihn ins Dorf und begrub ihn.

Einige Menschen lebte gut unter den Deutschen, sie bekamen Verpflegung, hatten Arbeit. Aber sie waren Verräter. Ehrliche sowjetische Menschen lebten schlecht. Einige Leute warteten auf die Deutschen. Am Anfang waren sie zufrieden, aber dann wurden sie enttäuscht. Die Deutschen raubten uns aus, machten uns zu Sklaven. Die Menschen haben verstanden, dass wir unter den Deutschen nicht gut leben konnten. Alle warteten darauf, wenn ihre Söhne, ihre Brüder aus dem Krieg kommen, alle warteten auf die Rote Armee.

1942 versammelten die Deutschen die Menschen, bauten eine Tribüne, stellten Tische auf, stellten Blumen darauf, bereiteten das Abendessen vor, versammelten alle. Einige kamen freiwillig, andere wurden gewaltsam gebracht. Der in ukrainischer Tracht gekleidete Dorfälteste kam auf die Tribüne und begann, ein Manifest zu lesen, dabei brachte man Brot und Salz. Niemand verstand, was sie lasen. Aber ganz allgemein hieß es, dass **kollektivierte Haushalte** (громадские дворы?) aufgelöst würden und wer gut für die Deutschen arbeiten würde, würde sieben Hektar Land bekommen. Wir hörten immer wieder Kanonade und es gab Leute, die uns sowjetische Nachrichten mitteilten. Und niemand wollte dieses Land nehmen.

Dann setzten sich die Deutschen an den Tisch, ihnen wurde Wodka [auf Ukrainisch Gorilka] und Vorspeise serviert, und wir gingen weinend nach Hause. Wir erinnerten uns an unsere gemeinsamen Kolchosfeste. Diese Feier war aber nicht für uns.

Bei der Arbeit hatte die Frauen immer große Angst, wenn sie den Kommandanten sahen. Und früher, freuten wir uns sehr, wenn jemand von den Vorgesetzten unser Kolchos besuchte. Wir waren frei und glücklich. Unter den Deutschen durfte niemand sich bei der Arbeit ausruhen. Setze jemand sich für eine Weile, wurde er entweder mit einer Peitsche geschlagen, oder er sollte erklären, warum er nicht arbeitete. Wenn man krank wurde, wurde man auf besondere Weise

behandelt: er wurde geschlagen, mit dem Stock geschlagen oder verhaftet. Aber uns war es egal, wenn wir jemanden sahen, standen wir auf und fingen an, zu arbeiten, gab es niemanden, machten wir nichts und versteckten uns im kühlen Schatten.

In den ersten Tagen nach der Befreiung arbeitete ich nicht – ich war krank, aber ich machte mich später aktiv an die gemeinsame Arbeit: ich half beim Sammeln des Saatgutes, Sammeln von Beiträgen für militärische und andere Zwecke.

Die Deutschen verbrannten unsere Getreidekulturen, aber Buchweizen und Sonnenblumen blieben verschont. Wir haben sofort alles geerntet, alle arbeiteten unweigerlich und fleißig. Frühjahrssaat wurde gut organisiert und wir haben viel gesät, und auch viel geerntet. Jetzt bereiten wir uns auf die Saatzeit mit großem Eifer vor. Wir wissen, dass jeder nur dann etwas haben wird, wenn alle zusammen im Kolchos gut arbeiten werden. Die Deutschen wollten alles zerstören, aber es ist ihnen nicht gelungen. Wir werden das Kolchos unbedingt wieder aufbauen. Die Menschen arbeiten beharrlich, jeder hat seinen eigenen Kummer. So lange wir leben, werden wir für das Wohl des Kolchos arbeiten. Wir werden unseren Enkelkindern über zweieinhalbjährige Besatzung erzählen, über die schwierigsten Zeiten unseres Lebens. Es könnte nicht schwieriger sein. Die Frauen sagten damals: „Würden nur die Unseren kommen, würden wir alles dafür geben, sogar unsere Seelen, wir würden Tag und Nacht arbeiten“. Wenn jemand heute anfängt, schlechter zu arbeiten oder nicht gern Kosten spendet, erinnere ich ihn an diese Worte, die Arbeit geht dann sofort besser.

Arbeitsgruppe (zveno) hatten verschiedene Aufgaben. Meine Arbeitsgruppe sollte säen, jäten und andere Arbeit erledigen. Jetzt haben wir schon unser Landstück.